

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 41 (1937-1938)
Heft: 8

Artikel: Christophorus
Autor: Kind, M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666677>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ihr in weiten Kreisen Freunde ihrer Kunst vermittelte. Man spürt in ihren Arbeiten nicht nur das Technisch-Könnnerische, sondern den Ernst, die tiefe Achtung und das religiöse Einfühlen in das Naturgeschaffene, in die Gewalt des Schöpferischen.

Gleich, ob es sich um eine Landschaft oder die Darstellung des Menschen handelt, überall wird das durch den Charakter Bestimmte herausgeschält und findet seinen Ausdruck in überraschender Klarheit. Dabei aber bleiben die Töne

ihres Pinsels duftig und nicht hart, bei aller Entschiedenheit der Formgebung ist die Farbe klar und leuchtend, wie denn selbst über den trüben Herbstbildern immer noch das Wissen um die Strahlen der Sonne bleibt.

Die Kunst von Karla Goetz ist beglückend, etwas, das die Seele erhebt über die Alltäglichkeit, hinauf trägt in das Wissen um das eigentlich Gute, Vollendete und Göttliche der Schöpfung in allen ihren Formen.

E. J. Buchmann.

Mondlicht.

Wie liegt im Mondenlichte
Begraben nun die Welt;
Wie selig ist der Friede,
Der sie umfassen hält!

Die Winde müssen schweigen,
So sanft ist dieser Schein;
Sie säufeln nur und weben
Und schlafen endlich ein.

Und was in Tagesgluten
Zur Blüte nicht erwacht,
Es öffnet seine Kelche
Und duftet in die Nacht.

Wie bin ich solchen Friedens
Seit lange nicht gewohnt!
Sei du in meinem Leben
Der liebevolle Mond!

Theodor Storm.

Christophorus.

Von M. Rind.

Wer die Alpentäler durchwandert und ein Auge hat für die Kapellen und Kirchen, die er auf seinem Wege berührt, steht wohl hier und dort staunend still vor einer Riesenmännergestalt, die er an die äußere Kirchenwand hingemalt findet. Wir erinnern uns einer solchen Darstellung aus Sombix bei Disentis und einer kleinen Gemeinde bei Bellinzona. Auch im Tirol bis nach Kärnten und Oberbayern hinein sind diese Bilder häufig. Am Bodensee fehlen sie in älteren Kirchen selten. Freilich nehmen sie oft auch die innere Türwand ein, wie im Konstanzer Münster, oder rücken vor bis gegen den Chor, wie auf der Insel Reichenau. Die meist bärtige Gestalt wadet an knorrigem Stab, kräftig ausschreitend, durch einen Fluß und trägt auf der Schulter das Christuskind. Es ist Christophorus, der Nothelfer und beliebte Heilige des Mittelalters. Man kann wohl sagen, einer der im Volke geliebtesten. Das bezeugen die zahllosen sonstigen Bilder des Heiligen, die rundplastischen, gemalten, in Holz geschnittenen oder in Kupfer gestochenen, teils von Handwerker-, teils aber auch bester Künstlerhand und bestimmt für Altäre der Kirchen oder den Hausgebrauch. Be-

rühmt sind die Bilder von van Eyck, Memling oder Dürer. Raum ein Gegenstand der außerbiblischen Legende hat so sehr den Eifer der Schaffenden bewegt. Liebte das Volk die treuherzige Kraftgestalt, die sich ganz im Sinne des Mittelalters einfältigen Herzens in den Dienst des Höchsten stellte, so mußte den Maler der Gegensatz des Zarten und Derben, des kleinen Lichtkinder und seines riesigen Trägers besonders reizen.

Das Wunder des Gedrücktwerdens von der anscheinend so kleinen Last und der Kampf mit dem Element, das Schreiten durch den geschwellenen Strom, das eine neue Spannung noch in die Figur brachte, schien vielen Darstellern eine lohnende Aufgabe, und daß sich die Gestalt vom Wasser abhob, in diesen Hintergrund getaucht blieb, mußte das Malerauge mit Befriedigung bemerken.

Man kann denn auf den besten Bildern die Freude recht nachspüren, mit der die Künstler an die Darstellung herangegangen sind.

Weniger bekannt ist die Legende, abgesehen etwa von den Zügen, welche das Bild augenfällig veranschaulicht. Sie gehört zu den dich-

terischen, das heißt zu denen, die keinerlei geschichtliche Wahrheit für sich in Anspruch nehmen können, dafür aber aus dem Born alter Volksüberlieferung schöpfen.

Ein Christophorus, so wie ihn die Legende darstellt, hat nie gelebt, aber der Volksglaube kannte ähnliche Gestalten, die nur leicht verändert werden mußten, um sie dem christlichen Rahmen gerecht zu machen.

Vorzeitglaube und christliche Lehre vereinigten sich hier, um eine der schönsten Blumen zu weben, welche die mittelalterliche Legendenliteratur hervorgebracht hat.

Noch etwas zeichnet den Stoff aus und lohnt die Beschäftigung mit ihm: Anders als die meisten Legenden ist er einheimisch, in unseren Gegenden gewachsen, in unseren Gegenden gedichtet, und man begreift jetzt schon, warum er

auch in unseren Bergtälern besonders beliebt werden mußte. Ein deutsches Gedicht wahrscheinlich noch des 12. Jahrhunderts stellt die älteste Fassung dar, und ein zweites aus nur wenig späterer Zeit steht ihm zur Seite.

Im engen Anschluß an die Vorlage sei der Inhalt hier wiedergegeben:

O f f o r u s hieß ein Heide, der war größer und stärker als alle Männer. Selbst zu Ross reichten sie ihm nur bis zum Gürtel, und ihrer zwölf können den Stein nicht zurücktragen, den er im Wettspiel wirft. Da er einst von Helden und Königen erzählen hört, beschließt er, in die Welt hinauszuziehen. Aber nur dem Größten will er dienen, dem König, der sich vor nichts fürchtet, keinen über sich anerkennt und von niemandem sich etwas streitig machen läßt. Er läuft durch den Wald und trifft einen jagenden Ritter, dem



Die Quaibrücke in Zürich. Gemälde von Karla Goetz, Zürich.

er sich anschließt, da ihm ein Gefolgsmann den Ruhm seines Herrn gewaltig herausgestrichen. Bald erkennt er aber, daß der Ritter nur Lehensdiener eines Höheren ist. Da geht er zu dem Höheren, einem Grafen, und macht bald bei ihm die gleiche Erfahrung. Er stellt sich nun dem König und schließlich dem Kaiser; doch dieser zeigt sich dem Papste noch untertan, da er von ihm Sündenablaß sich geben läßt, und Offorus tritt beim Papst in Dienst. Nun glaubt er sich beim Höchsten angekommen. Er nimmt bald an einem Feste teil und bemerkt, wie sein Herr mit den Händen merkwürdige Zeichen vor dem Volke macht. Auf die Frage nach deren Bedeutung hört er, daß der Papst den Segen erteile und das Kreuz mache, beides, um die schädliche Macht Satans abzuwehren. Der Teufel also ist stärker noch als der Papst, dem Teufel will sich Offorus daher anschließen. Der kommt ihm im Walde von selber entgegengeritten, freut sich des starken Heergesellen und schenkt ihm ein Roß, kräftig genug, um den Riesen zu tragen. Sie reiten über eine Heide bis zu einer Wegscheide. Ein Kreuz mahnt dort an einen Toten. Der Teufel wendet sein Antlitz ab und flüchtet. Dem erstaunten Offorus gesteht er, daß ihm das Zeichen höchst fatal sei; es habe ihm und den Seinen Schaden gebracht, und der es getragen und daran geblutet, sei der einzige Widersacher, gegen den er einen Kampf nicht wage. Da kündigt ihm Offorus den Dienst, läßt ihm das Roß zurück, und voll Ärger, mit Dampf und Gestank, verschwindet der Böse.

Offorus geht durch den Wald und findet nach langem Umherirren einen Pfad, der ihn zu einer Hütte führt. Ein Mann kommt ihm entgegen, der mit dem Krüge zur Quelle geht. Beim Anblick des Riesen läßt er den Eimer fallen und flüchtet in seine Klausel. Erst da Offorus freundlich um Einlaß bittet, faßt der Einsiedler Mut, öffnet die Lüre und setzt dem hungrigen Gast Wasser und Brotkuchen vor. Ein Schluck und der Krug ist leer, und wehmütig sieht der Klausner, wie ebenso schnell auch sein Brotvorrat verschwindet, der ihm einen Monat ausgereicht hätte. Als Offorus ihm die Frage stellt, wer wohl der höchste König sei, den selbst der Teufel fürchte, weiß der Klausner ihm ausführlich Auskunft zu geben und verspricht ihm auch, am nächsten Tage zu sagen, wie er in dessen Gefolge aufgenommen werden könne. In der Nacht bäckt er Brot, während Offorus schlafen gegangen. Wun-

derbar mehrt sich der Laib, daß er für beide hinreicht. Der Einsiedler fällt auf die Knie, preist den Höchsten und bittet Gott und die Jungfrau Maria, ihm den rechten Sinn zur Unterweisung, dem Gaste aber die Kraft zu geben, daß „er den Schaft tragen lerne, an welchem der Himmel hangend schwebt“. Klar steht ihm am Morgen vor Augen, was er Offorus auftragen müsse: In der Nähe fließt ein breiter Strom. Leute kommen täglich zum Ufer, die überfahren möchten; aber kein Schiffer ist da, sie zu bedienen. Offorus, dem Langen, Starcken, legt er ans Herz, auf den Schultern die Leute hinüberzutragen. Wenn er treu in seinem Dienste bleibe, werde der König nicht unterlassen, ihn an seinen Hof zu laden. Offorus ist es zufrieden, und beide brechen zum Flusse auf. Der Riese nimmt einen Baumstamm zur Hand, streift die Rinde ab und versucht des Wassers Tiefe. Da zeigen sich auch schon Leute am andern Ufer, die ihn rufen. Er wadet an starkem Stabe hinüber, nimmt zwei auf die Achseln, vier unter den Arm und trägt sie leicht und sicher durchs Wasser. Schnell verbreitet sein Ruf sich, und Offorus, der sich nie mit Geld etwas lohnen läßt, wird der besondere Freund der Armen.

Einst liegt er unter einem großen Baum, verzehrt sein Mahl und schläft dann ein, da am Fluß nichts zu tun ist. Da hört er eine holde Stimme: „Offorus, reiner junger Mann, im Namen Gottes, dem Du so manchen Tag gedient, und seiner Mutter Maria, trag mich hinüber.“ Offorus erwacht und sich auf den Ellbogen aufstützend, schaut er aus, wer ihn gerufen. Da erblickt er ein Kind von sieben Jahren so lieblich, wie er noch keins gesehen zu haben meint. Sofort springt er auf und wadet über den Fluß; aber wie er hinüberkommt, ist das Kindlein verschwunden, und er muß allein zurück. Er legt sich in den Schatten und schläft weiter. Da ruft aufs neue die Stimme: „Offorus, reiner seliger Mann, daß Dir Dein Leben bewahrt werde und Du treffest ihn, den Maria getragen, hilf mir hinüber, und Gott wird Dir's lohnen.“ Offorus wadet über den Bach, aber wieder vergeblich. Die Nacht ist indessen eingefallen. Er geht zurück und macht sich auf den Heimweg, da er meint, nun nichts mehr helfen zu können. Da hört er zum drittenmal die Stimme: „Durch die Liebe zu dem, der Dein Beistand sein wird, trag mich hinüber zu seiner Ehre.“ Über die Schulter zurückblickend, meint Offorus, er wolle noch ein-



Ausblick über Dächer der Dufourstraße in Zürich. Gemälde von Karla Goetz, Zürich.

mal hinübergehen und wenn er die Nacht hier bleiben müsse, nimmt seinen Stab zur Hand und durchquert das Wasser. Gerührt durch das Zeugnis solch treuer Dienerschaft offenbart sich ihm Gott da in leibhafter Kindesgestalt und grüßt ihn mit holdem Mund. Treumeinend sagt der Riese:

„Geh her, Du seliges Kind,
Eh es zu finster, laß' geschwind
Dich von mir tragen über den Bach,
Daß wir leiden kein Ungemach.
Sag mir auch, was kam Dich an,
Daß die Mutter Dich, kleinen Mann,
Ließ so allein im Wald zurück,
Das ist ein großes Ungeschieß.“

Er läßt sich auf die Knie nieder und nimmt das Kind auf den Arm.

Der Einsiedel hat dieweil lange nach Dffer schon ausgeschaut. Da er immer nicht heim-

kommt, nimmt er die Lampe herab, zündet die Kerze an und macht sich damit auf die Suche nach dem Riesen. Eben kommt er zum Fluß, als jener mit seiner holden Last ins Wasser tritt. Er hört ihn mit der Stange stochern und hält die Lampe hoch, um ihm zu leuchten. Da sieht er zu seinem Erstaunen einen Engelreigen ihn und das Kind umschweben. Er sprach, heißt es im Gedicht:

„Gottes Kräfte sind
Mit Gewalt kommen zu Dfforo.“
Und ward der Geschichte froh.
Da Dfforus in die Flußmitte kam,
Gott sich da seiner annahm...

Er legt ihm die Hand auf sein Haupt
Und macht Dfforus betäubt.

Dfforus sprach in Seligkeit:

„Und trüg ich die Erd und den Himmel weit
Auf mir, ich trüge so schwer nicht,

Als mir heut von Dir geschicht,
 Und bist doch ein klein Kind nur anzusehen,
 Auf Rücken und Beinen machest mir Wehen,
 Daß ich schier verzaget bin.“
 Also sprach er mit treuem Sinn.
 Auf der Stell gab Gott ein Zeichen:
 Des Wassers Grund begann zu weichen
 Unterm Fuß dem Offoro.
 Da sprach Jesus also:
 „Ehdem hießest Du Offorus,
 Nun sollst Du heißen Christofforus,
 Darum daß ich Christus bin,
 Geb ich Dir Deinen Namen zu meinem hin,
 Daß Du gewaltig für und für
 Das Himmelreich besitzest mit mir.“
 Gott selber taufte ihn so zur Stund:
 Die Wogen, aufströmend vom tiefen Grund,
 Ubergossen auf der Stelle ihn da.
 Ein zweites Zeichen von Gott geschah:
 Der Stab, den er vom Laub entband,
 Ward grünend ihm in seiner Hand.

Nach diesem Wunder verschwindet das Kind; Christofforus kommt zum Ufer und wird freudig vom Einsiedler empfangen. Er erzählt ihm ausführlich das Gesicht, und beide sind des Dankes und Lobes voll. Christofforus stirbt später den Märtyrertod, und seine Seele wird von Engeln zum Himmel getragen.

Wie das Tauffymbol mit dem zugehörigen Namenwechsel aus der Geschichte und deren landschaftlichem Rahmen herauswächst, um zum eigentlichen Brennpunkt der Erzählung zu werden, wie diese Taufe vom Kinde selber vollzogen wird und wie sie als Lichtwunder zur tiefsten Nacht, beseligend und betäubend zugleich, bedrückend und doch beglückend erlebt wird, das ist mit eigenartiger Kraft und Tiefe gezeichnet. Das aber beweist uns aufs neue das Alter der Erzählung; denn es führt auf eine Zeit zurück, in der die Taufe noch in völligem Untertauchen des Täuflings bestand. Auch kann nicht verborgen bleiben, daß letzterdings eine Gestirnsage der

Legende zugrunde gelegen haben muß. Denn es gibt eine sehr verwandte griechische Erzählung, in welcher der übers Wasser hinschreitende Riese mit dem Kind auf der Achsel den aufhellenden Namen *Orion* trägt. Der Orion des Sternhimmels, der auf alten Sternkarten im Wasser wadet und obendrein an der Milchstraße steht, der seinen hellsten rotleuchtenden Stern auf der Schulter trägt und die Arme hochhält, wie wenn er eine Last unterstützen müßte, — Orion ist das Bild des Wasserriesen, den griechische Sage unter dem Sternbildnamen beließ, die christliche aber umgetauft hat, indem sie die Erzählung selbst in ihrem Sinne umbildete. Wenn merkwürdigerweise auf den ältesten bildlichen Darstellungen Christophorus einen Hundskopf trägt, so erklärt sich das völlig aus diesem Zusammenhang. Der Orion des Himmels tritt aus der Sonne frühmorgens (geht heliakisch auf, wie man zu sagen pflegt) im Zeichen des Stiers und der Zwillinge, er bringt uns den Sommer und entfaltet zu ganzer Größe sich eben in den Hundstagen. Am Himmel folgt ihm der Hund Sirius, nach welchem diese Tage heißen, und deswegen ist nun Orion selber auf einzelnen Bildern hundschnäuzig geworden. Darum auch feiert bis heute die katholische Kirche seinen Heiligkeitstag am 25. Juli, eben zu Beginn der Hundstage. Wenn unsere Legende das Wunder der Begegnung mit dem strahlenden Kind in die Nacht verlegt, wenn Lichtengel den Riesen dabei umschweben und der Einsiedler seine Lampe dazu hält, wenn Christophorus bestimmt ist, den Schaft zu tragen, an welchem der Himmel schwebend hängt und er gewaltig mit Christus den Himmel besitzen soll — sind das nicht dunkle Erinnerungen daran, daß die Legende einmal ein Sternmythos war, wie folgerichtig nun alles auch im Sinne der neuen Lehre umgedeutet ist?

Neujahr in den Bündnerbergen.

Von Rudolf Farner.

Gleichmäßig trottet vor uns unser Schlittengaul. Nach jeder der steilen Kurven, wo er sich kräftig ins Geschirr legen muß, bleibt er einen Moment stehen und stößt aus seinen Rüstern große Dampfwolken in die klare Winterluft. Von selbst ruckt er dann wieder an und stapft weiter. Still, beinahe andächtig sitzen wir unter den schweren Pferdedecken und lauschen dem eintönigen Bimmeln der Glocken, dem Stapfen des

Pferdes, dem Schnee, der von den Tannen fällt. Selten regt sich einer, um einen wärmenden Schluck aus der Vermouthflasche zu nehmen oder ein eingeschlafenes Bein zu strecken.

Zehn meistens einander fremde Leute waren wir, die miteinander Ski fahren wollten. Nach dem Außern verschieden, verschieden auch in den Ansichten und Auffassungen. Die erste, überlaute Stimmung hatte sich gelegt. Eine leichte Skepsis